

XXIV.

Hempel glaubte nicht, daß sich der Geist des toten Kastellans in dieser Nacht noch einmal zeigen werde, aber er hielt es auch nicht für ganz ausgeschlossen.

Deshalb begab er sich wieder auf seinen Platz im Vorraum zur Heizkammer und wartete. Schlaf hatte er gar keinen.

Wirre Gedanken quälten ihn. Was hatte er im Grunde gewonnen? Er wußte, daß der Mörder sich gelegentlich als Gespenst verkleidete, um weniger

leicht belästigt zu werden, falls ihm zufällig jemand begegnen sollte.

Aber hatte er dies nicht aus Trines Erzählungen längst vermutet?

Er wußte weiter, daß der Mörder auch Mara nach dem Leben trachtete. Indessen komplizierte dies das Geheimnis, anstatt es zu lösen.

Die beiden großen Fragen: „Warum wurde Herr von Ritter getötet?“ und „Wie konnte der Mörder sich in Zeit von wenigen Minuten ungelesen vom Schauplatz der Tat entfernen?“ mußte er heute noch so wenig zu beantworten wie vor vier Wochen.

Draußen blieb alles still bis zum ersten Schein der Morgendämmerung. Dann war es Silas, als vernehme er ein unbestimmtes, mehr mit dem Instinkt als dem Gehör wahrnehmbares Geräusch.

Vorsichtig spähte er hinaus. Richtig — dort bog die Gestalt, die wie der Geist des toten Kastellans erschien, eben um die Korridorecke. Diesmal kam er von rechts und trug kein Licht in der Hand.

Geräuschlos verschwand er in Herrn von Ritters Zimmer, dessen Tür, wie Hempel deutlich hörte, leise abgesperrt wurde.

„Er kann sich doch nicht dort einlogiert haben, zum Kuckuck?“ dachte Silas und glitt im nächsten Augenblick geräuschlos den Korridor entlang zu der betreffenden Türe, wo er sich bückte und durch das Schlüsselloch spähte.

Lange Zeit blieb er in dieser Stellung. Als er sich endlich aufrichtete, war sein Gesicht leichenblaß.

„Oh,“ murmelte er, sich verwirrt über die Stirne streichend, „das also ist des einen Rätsels Lösung..! Und: Nun weiß ich auch, wo ich die zweite zu suchen habe!...“

Er kehrte nur in die Heizerkammer zurück, um seine Mappe und den Mantel zu holen, dann stieg er leise die Treppe hinab, öffnete im Parterre ein Fenster und schwang sich hinaus.

Der noch nicht völlig angebrochene Tag fand Silas Hempel bereits oben am alten Winzerhaus, wo er sich zwischen Gestrüpp und dahinter beginnenden Weinstöcken geschickt ein Versteck zurechtgemacht hatte.

Er konnte von da aus nicht nur die ganze Vorderfront und einen Teil der linken Seitenfront, sondern auch ein gutes Stück der Umgebung übersehen.

Hinter dem verwahrloßt aussehenden Haus, dessen Läden geschlossen waren, gab es ein Stück Rasen, von Gestrüpp eingefast. Links davon begannen, sanft ansteigend, Weingärten, rechts Felder. Vorne ging die Straße vorbei.

Hempel mochte kaum eine Viertelstunde in seinem Versteck gelegen haben, als er auf der Straße, von Heiligenstadt heraufkommend, einen jungen Burschen sah, der ihm trotz seines vagabundenmäßigen, wenig vertrauenerweckenden Aussehens bekannt schien.

Im nächsten Augenblick lächelte er und stieß einen leisen eigentümlichen Pfiff aus.

Der Bursche stuzte, eilte aber dann sofort vorsichtig näher, bis er Hempel erblickte und nun ohne weiteres neben ihm ins Gebüsch kroch.

„Sie, Meister! — Wie kommen Sie denn hieher und was tun Sie hier?“

„Dasselbe, was Sie vermutlich tun wollten, Marstaller: die beiden Frauenzimmer ein wenig ausbaldornern!“

„Oh, ich treibe mich schon acht Tage hier herum und meiner Frau: nicht umsonst!“

„So? Na, lassen Sie mal hören. Wie lange wohnen denn die Frauen eigentlich hier?“

„Kaum ein Jahr. Die Alte hat offenbar einen Sparren im Kopf und dabei sitzt's ihr faustdick hinter den Ohren. Mit der gibt's kein Anbandeln. Den ganzen Tag wandert sie in ihrer Stube herum, scheinbar immer aufgereggt, immer in der Erwartung irgend eines Ereignisses, das nicht kommen will. Manchmal weint sie, manchmal foltert sie irgend eine geheime Angst und zuweilen wieder ist sie voll stolzer Zuversicht und spricht von glänzenden Tagen, die nun bald kommen würden. All das hat mir die Junge nach und nach anvertraut, ihre Enkelin, ein armes Ding, das wohl noch wenig gute Tage im Leben gesehen hat. Von den Geheimnissen des Hauses weiß die Kleine nichts, denn man schickt sie dann hinauf in ihre Dachkammer zum Schlafen.“

„Welche Geheimnisse gibt es denn?“

„Nun da sind vor allem drei Kunden, die hier links im Keller unten ihr geheimnisvolles Wesen treiben. Sie kommen ganz unregelmäßig, und bleiben ein paar Stunden, manchmal auch einen Tag lang und verschwinden wieder. Was sie eigentlich unten machen, weiß ich nicht, denn sie haben Thür und Fenster so verrammelt, daß es unmöglich ist, auch nur einen Blick hinein zu werfen. Gehen sie fort, so schließen sie mit einem sehr künstlich konstruierten amerikanischen Sicherheitschloß ab. Nicht mal die Alte darf hinein, obwohl sie sonst mit dem Anführer auf dem besten Fuß steht.“

„Eine Diebsbande also, deren Fehlerin die Alte ist,“ brummte Hempel enttäuscht, „wahrscheinlich haben sie im Keller ein Lager gestohlener Waren! Weiter!“

„Wissen Sie, wer der Anführer ist, Herr Hempel? Ich habe ihn gleich auf den ersten Blick erkannt!“

„Nun?“

„Der Ignaz Halwanger, der einst als geschickter Kupferstecher anfing, dann seine Frau erstach und seitdem immer tiefer sank, bis er aus Wien polizeilich abgeschafft wurde.“

„Was — der alte Gauner ist wieder da, der in den letzten zehn Jahren mehr Zeit im Gefängnis verbrachte als anderswo?“

„Derselbe. Die beiden andern kenne ich nicht. Aber Halwanger tritt hier auf, als wäre er der

Hausherr — das heißt nur so lange, als der andere nicht in Sicht ist. Sonst macht er sich sofort aus dem Staub.“

„Welcher ‚andere‘?“

„Ja, wenn ich das nur schon herausgebracht hätte!! Dieser andere kommt nur selten und meist nachts. Boldi — das ist die Kleine — hat ihn noch nie gesehen, aber sie sagt, alle hätten eine furchtbare Angst und noch größeren Respekt vor ihm. Er kommt nur zur Großmutter und wird einfach ‚der Herr‘ genannt. Wenn er da war, ist stets Geld im Haus. Anfangs dachte ich, er sei es, der vielleicht die gestohlenen Waren fortschafft und verkauft. Aber Boldi schwört, er wisse gar nichts von der gelegentlichen Anwesenheit der drei andern, und Großmutter habe eine Todesangst, er könne es durch Zufall doch mal erfahren.“

„Von Sturm fanden Sie keine Spur?“

„Nur eine ganz schwache. Boldi scheint um die Sache zu wissen, aber sie ist nicht zu bewegen, offen über die Ereignisse der Nacht des 20. Sept. zu sprechen. Das arme Ding ist so eingeschüchtert und bildet sich ein, man würde es totschlagen, wenn es nur eine Silbe verriete. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Sie hält mich für einen stellenlosen Arbeiter und gewinnt von Tag zu Tag mehr Vertrauen...“

„Bst,“ unterbrach ihn Hempel, indem er nach dem Hause hinüberwies, aus dem soeben ein ärmlich gekleidetes Mädchen getreten war. „Ist sie das?“

„Ja, es ist Poldi. Sie geht jeden Morgen hinunter nach Heiligenstadt, die kleinen Bedürfnisse des Haushaltes einzukaufen. Aber so spät wie heute ging sie noch nie...“

Hempel erhob sich.

„Bleiben Sie hier und lassen Sie das Haus nicht aus den Augen. Besonders ist auf das Gebaren der Alten zu achten — jede Miene ist wichtig. Ich will inzwischen das arme Ding dort ein wenig näher besehen.“

Ohne Hast schlenderte Hempel anscheinend gleichgültig die Straße abwärts. Poldi war schon weit voraus. Sie schien große Eile zu haben und lief beinahe.

An den ersten Häusern angelangt, verlangsamte sich ihr Schritt. Zögernd schritt sie weiter, blieb zuweilen ratlos stehen und musterte verstohlen die wenigen Leute, die ihr begegneten, als wollte sie jemand ansprechen und wage es doch nicht.

Aber alle, die ihr entgegenkamen, waren nur Arbeiter, was sie offenbar nicht befriedigte.

Zulezt wandte sie sich um und schritt langsam zurück. Ihr schmales, nicht unhübsches Gesicht trug einen kläglichen Ausdruck. Aber dann erblickte sie Hempel, der ihr behaglich schlendernd entgegenkam.

Ihre Augen leuchteten auf, als sie seinen Anzug musterte. Rasch näherte sie sich ihm und sagte bittend: „Ach könnten Sie nicht so gut sein, Herr, und mir eine Zwanzigkronennote wechseln? Der

Kaufmann hat noch nicht so viel Kleingeld beisammen, da es noch zu früh morgens ist.“

Sie hielt ihm die Note entgegen. Hempel wußte natürlich, daß sie noch gar nicht beim Kaufmann gewesen war. Auch sah er auf den ersten Blick, daß die Note, obwohl geschickt gemacht, doch falsch sei.

Trotzdem zog er bereitwillig seine Börse und wechselte.

Boldi gab sich alle Mühe, ihre heimliche Freude zu verbergen, und entfernte sich mit lebhaftem Dank. Aber auch Hempel frohlockte.

Mehr Glück hätte er im Augenblick gar nicht haben können. Er wußte nun, was die drei Männer unter Salwangers Leitung im Keller des abgelegenen Winzerhauses trieben.

Natürlich hatte sich Boldi, die beim Kaufmann bekannt sein mußte, gefürchtet, dort die falsche Note wechseln zu lassen. Aber indem sie dieselbe Hempel übergab, gab sie sich selbst und alles, was sie wußte, gleichfalls in seine Hand.

XXV.

„Ein Augenblick, mein kleines Fräulein... ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden.“

Silas Hempel, der Boldi gleich hinter den letzten Häusern erwartet hatte, sagte es zwar freundlich, aber in einer Weise, die keinen Widerspruch aufkommen ließ.

Holdi fuhr zusammen und blieb stocksteif stehen, mit den unruhigen Augen eines Sichelkäzchens nach einer Fluchtgelegenheit ausspähend.

Aber Hempel nahm lächelnd ihre Hand.

„Nein, mein Kind, davonmachen geht nicht! Aber was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen einen kleinen Spaziergang zum nächsten Polizeikommissariat vorschläge, damit wir die Note, die Sie mir gegeben haben, ein wenig auf ihre Echtheit prüfen lassen?“

Jeder Blutstropfen wich aus Holdis Gesicht, in dem sich nichts als nackte Todesangst spiegelte.

„Herr... Herr...“ stammelte sie, und plötzlich in ausbrechendem Jammer die Hände faltend, rief sie verzweifelt: „Haben Sie doch Erbarmen! Ich konnte nicht anders... nein, ich konnte nicht anders, so wahr unser Herrgott mir helfe! Wenn ich nur irgend 'nen andern Ausweg gewußt hätte... aber ich will's Ihnen bei Heller und Pfennig ersetzen nach und nach... nur haben Sie jetzt Erbarmen und lassen Sie mich gehen!“

Der Detektiv blickte während dieses leidenschaftlichen Ausbruches neugierig forschend in die flehend zu ihm aufgeschlagenen dunklen Augen.

Sie waren rein und ohne Falsch. Nichts als Angst stand darin geschrieben. Wäre Holdi das gewesen, wofür er sie bisher gehalten hatte, die verderbte, in Verbrecherumgebung aufgewachsene Dirne, so würde sie sich wohl auch nicht so besin-

nungslos ergeben, sondern auf die Unwissende, Ahnungslose hinausgespielt haben.

Hempel mußte sich gestehen, daß ihr Benehmen ihn überraschte. Es erschütterte das System, das er sich über die Bewohner des Winzerhauses gebildet und das Marstallers Bericht zu bestätigen schien.

„Ich will Ihnen was sagen, mein Kind. So einfach geht die Geschichte nicht,“ meinte er endlich. „Wo die eine falsche Note war, müssen noch andere stecken und es ist sicher nicht das erstemal, daß Sie es...“

„Doch! Ich schwöre Ihnen, Herr, es ist das erstemal! Ich hatte sie schon lange... Männer, die zuweilen in unser Haus kommen, warfen sie weg oder verloren sie, ich weiß es nicht — kurz ich fand sie. Nie bis heute hatte ich die Absicht, sie auszugeben.“

„Sie wußten natürlich, daß sie falsch ist?“

Boldi senkte den Kopf.

„Ja,“ antwortete sie leise, „ich vermutete es.“

„Warum gaben Sie die Note nicht an jene Männer zurück?“

„Dazu hatte ich keine Gelegenheit. Großmutter schärfte mir immer ein, ihnen aus dem Wege zu gehen. Das sei keine Gesellschaft für uns, die wir vielleicht eines Tages vornehme Damen sein würden...“

„So, das sagte Ihre Großmutter?“ Der Detektiv horchte hoch auf.

„Ja. Manchmal. Dann freilich weinte sie wieder und klagte, daß es für uns beide wohl kein Glück auf dieser Welt mehr geben würde. Vor jenen Männern hätte sie mich übrigens gewiß nicht zu warnen brauchen, die jagten mir Angst genug ein.“

„Sonderbar — Ihre Großmutter warnte Sie und bot den Leuten doch einen Unterschlupf! Was machten sie denn eigentlich im Keller unten?“

„Ich... weiß es nicht.“

„Oh, ich denke, Sie wissen es recht gut, Kleine, daß die Burschen eben jene falschen Banknoten fabrizierten, von welchen Sie mir heute eine anboten!“

Boldi schwieg. Dann sagte sie ängstlich: „Darf ich jetzt gehen?“

„Einen Augenblick noch. Sie haben mir ja noch nicht gesagt, was Sie veranlaßte, die falsche Note gerade heute zu wechseln?“

Boldi wurde sehr rot.

„Ich hatte kein Geld und mußte unbedingt Lebensmittel einkaufen... wir haben fast nichts mehr im Hause...“

„Ihre Großmutter ist wohl sehr arm?“

„Oh nein. Sie gab mir immer so viel Geld, als ich brauchte. Aber heute, als ich an ihre Tür klopfte, um wie gewöhnlich welches zu verlangen, bekam ich keine Antwort. Sie schloß wahrscheinlich noch. Ich wartete eine Weile, aber da sich nichts rührte, dachte ich endlich... ich konnte ja nicht einmal Frühstück kochen ohne Milch, Holz und

Zucker... und doch... kurz da fiel mir eben die Note ein.“

Hempel war die Verlegenheit des Mädchens nicht entgangen.

„Warum warteten Sie denn nicht, bis Ihre Großmutter erwachte?“

„Ich wartete ja! Aber es dauerte zu lange...“ und, plötzlich von Unruhe und Ungeduld übermannt, setzte sie dringend hinzu: „Ich habe einen kranken Bruder daheim. Er war sehr schwer krank.. heute morgen zum erstenmal verlangte er zu essen.. Darum hatte ich Gile. Und darum seien Sie jetzt barmherzig, Herr, und lassen Sie mich endlich gehen!“

Aber anstatt ihn zu rühren, zerstörten diese Worte den ganzen guten Eindruck, den Boldis Wesen auf Hempel gemacht hatte.

„Sie lügen,“ sagte er hart. „Sie haben keinen Bruder daheim. Im Winzerhaus wohnt niemand als Sie und Ihre Großmutter!“

Wäre ein Blitz vor ihr niedergegangen, Boldi hätte nicht entsetzter zurückprallen können.

„Oh — Sie wissen, wo ich... Sie kennen mich!“ stammelte sie.

„Ein wenig, jawohl! Gestehen Sie nun, daß Sie mich belogen haben?“

Statt aller Antwort begann Boldi zu weinen. „Ich bin verloren,“ murmelte sie, „sie werden erfahren, was ich getan habe... und...“

„Wer soll etwas erfahren? Und was haben Sie getan?“

„Die Leute, welche die falschen Noten machen... sie werden mich töten... sie machen keine Umstände...“

„Hören Sie,“ sagte Hempel, dem ein Licht zu dämmern begann, entschlossen. „Sie haben nur diese Wahl: entweder Sie sagen mir nun auf der Stelle offen, was Sie getan haben, dann werde ich Sie auch gegen jene Leute zu schützen wissen, oder ich bringe Sie ohne Gnade und Barmherzigkeit zur nächsten Polizeistation, wo man schon das Nötige aus Ihnen herausbekommen wird!“

Das Mädchen zitterte am ganzen Leib vor Angst.

„Herr,“ stammelte sie, „es war nichts Böses... gewiß — es war nichts Böses...“

„Dann reden Sie offen!“

Und Boldi begann hastig, verworren, halb besinnungslos vor Angst zu erzählen.

„Nein, er ist nicht mein Bruder, Sie haben recht. Wir wissen gar nicht, wer er ist. Aber als ich vor etwa vier Wochen, durch Geschrei erschreckt, heimlich aus meiner Dachkammer hinuntereilte und ihn wie tot mitten auf der Straße liegen sah... und doch merkte, es sei noch Leben in ihm, da jammerte er mich. Und Großmutter, die mich erst zornig fortschicken wollte, erbarmte sich seiner auch... so schleppten wir ihn schnell ins Haus hinein...“

„Und die Mörder?“

„Oh die Elenden! Sie hatten ihn ausgeplündert

und für tot liegen lassen. Der eine fuhr auf dem Rad, das sie dem armen jungen Menschen gestohlen hatten, die Straße hinauf auf den Kahlenberg, die andern beiden hatten sich in einen Weingarten geschlagen. Als ich hinab kam, hörte ich eben noch, wie der Alte meiner Großmutter zuraunte: „Daß du schweigst, wenn dir dein Leben lieb ist — der Bursche ist tot, kommt jemand, so hast du nichts gesehen und nichts gehört. Wenn du uns verratest, so verrate ich den andern — du weißt schon...“

„Wen meinte er damit?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht den Herrn, welcher heimlich zur Großmutter kommt?“

„Wer ist dies?“

„Ich weiß es nicht. Großmutter ist meist sehr aufgereggt, wenn er da war. Sie spricht von ihm nur immer per ‚der Herr‘. Ich glaube, er bringt ihr Geld und er ist es, von dem sie hofft, er werde doch noch einmal unser Glück machen...“

„Sahen Sie ihn einmal?“

„Ein einzigesmal von ferne, denn meist sperrt mich Großmutter ein, wenn er kommt. Damals kam er unerwartet und in der Dämmerung. Er sieht sehr wild und böß aus mit seinen grauen Haaren und den stieren schwarzen Augen, unter denen er abscheuliche Hautfäcke hat.“

Hempel nickte befriedigt.

„Weiter. Was tathet ihr mit dem jungen Mann? Lebt er noch?“

„Gottlob ja — ich sagte es Ihnen schon — ob-

wohl sie ihn übel zugerichtet hatten. Er hatte ein Bein gebrochen und war bewusstlos von einem furchtbaren Hieb, den sie ihm über den Kopf gegeben hatten. Großmutter sagte, einen Arzt dürfen wir nicht holen, schon wegen der Männer und auch weil ‚der Herr‘ absolut nichts erfahren dürfe von der ganzen Geschichte. Aber sie war mal in ihrer Jugend bei einem Arzt bedienstet gewesen, dem sie öfter helfen mußte, denn es war auf dem Land. Sie wies mich an, was ich tun mußte, während sie den gebrochenen Fuß in die richtige Lage brachte und mit hölzernen Schienen versah. Wir hatten ihn in einem entlegenen abgeschlossenen Raum unter dem Dach untergebracht und ich pflegte ihn. Aber er wollte und wollte nicht zur Besinnung kommen! Großmutter meint, es sei wohl eine Gehirnerschütterung, und man müsse Geduld haben. Vielleicht überstehe er's doch.

Nun — gestern endlich sprach er zum erstenmal vernünftige Worte. Und heute früh sagte er, er sei hungrig, ich solle ihm rasch zu essen bringen, denn er müsse sobald als möglich zu Kraft kommen.“

„Weiß er, wie lange er sich bei Ihnen befand?“

„Nein. Großmutter meinte, wir sollen es ihm erst sagen, wenn er kräftiger geworden.“

Hempel atmete tief auf.

Sturm lebte also! Wie durch ein Wunder war er dem Leben erhalten geblieben!

Da kam ihm ein Gedanke.

„Hören Sie mal, Poldi, waren Sie es vielleicht,

die Fräulein von Kittler für heute an das Winzerhaus bestellte?“

„Ich?“ Poldis grenzenloses Erstaunen bezeugte, daß sie keine Ahnung von dem Brief hatte. „Warum sollte ich... aber warten Sie?... sagten Sie nicht ‚Kittler‘? Den Namen sprach der arme junge Mann so oft in seinen Fieberphantasien aus...“

„Kann ich mir denken! Aber nun kommen Sie, Poldi. Ich muß nun unbedingt Ihre Großmutter sprechen.“

Während sie dahinschritten, bekam Poldi wieder Angst.

„Großmutter wird böse sein, daß ich Ihnen alles sagte... und wenn es bekannt wird — oh Gott, die elenden Mörder werden sich an ihr und mir furchtbar rächen...“

„Aengstigen Sie sich nicht, mein Kind. Wenn sich alles so verhält, wie Sie angaben, dann haben Sie nicht das mindeste zu fürchten —“ ein grimmiges Lächeln spielte um Hempels Lippen — „weder von jenen Männern noch von dem ‚Herrn‘!“

Im Winzerhaus war alles noch wie zuvor. Die Läden geschlossen, die Haustüre zu.

„Großmutter schläft also immer noch?“ murmelte Poldi verwundert. „So lange hat sie noch nie geschlafen...“

Hempel sah sie betroffen an. Plötzlich spiegelte sich Unruhe in seinem Blick.

„Öffnen Sie rasch die Haustür,“ sagte er rauh,

„wir müssen nachsehen, was mit der alten Frau los ist.“

Holdi spergte auf. Beide wandten sich links nach dem Zimmer der Witwe Brauneis und pochten an. Alles blieb still. Da öffnete der Detektiv entschlossen die Türe, prallte aber im nächsten Augenblick erschrocken zurück.

Das Mädchen stieß einen gellenden Schrei aus und wies mit ausgestreckten Händen auf den Pfeiler, der einen grauenhaften Anblick bot.

Ein für gewöhnlich dort hängender Spiegel war herabgenommen und an die Wand gelehnt. An dem Haken aber hing der Körper der alten Frau.

„Jesus, Maria,“ stammelte Holdi, „sie hat... sie hat sich... erhängt!!!“

Hempel sagte nichts. Er trat an die Tote heran, betrachtete aufmerksam ihr Gesicht, überzeugte sich durch einen Griff, daß die Totenstarre bereits eingetreten war, und hob zuletzt den nebenstehenden Spiegel probeweise auf.

„Nein,“ sagte er dann, während ein furchtbarer Ernst seinen Zügen etwas Drohendes verlieh, „sie hat sich nicht erhängt. Man hat sie erst erdroßelt und später den Schein eines Selbstmordes erwecken wollen!“

Er trat hinaus vor die Haustür und rief Marstaller durch einen Pfiff zu sich.

„Eilen Sie sofort hinab nach Heiligenstadt und machen Sie die Anzeige, daß hier ein Mord geschehen ist. Ich bleibe einstweilen hier.“

„Sie aber, mein Kind,“ wandte sich Hempel sanft an die weinende Holdi, „gehen nun hinauf und versorgen Ihren Kranken. Sagen Sie ihm nichts von dem, was hier geschehen ist, es würde ihn zu sehr erschüttern.“

Holdi stand im Begriff, sich stumm zu entfernen, als er sie noch einmal zurückrief und ihr ein Bild vorhielt.

„Kennen Sie diese Photographie, Holdi?“

Sie brach von neuem in krankhaftes Schluchzen aus.

„Großmutter! Es ist doch Großmutter's Bild, Sie müssen es selbst erkennen! Wie kommen Sie dazu? Es stammt erst aus dem vorigen Jahre..“

„Wo Sie noch im ‚Goldenen Schwan‘ zu Neuberger bei Ihrer Großtante waren, nicht wahr?“

„Ja — oh Gott, woher wissen Sie denn nur dies alles?“

„Sagte Ihnen Ihre Großmutter nie, warum sie heimlich von dort fortzog und nicht einmal mehr ihrer Schwester Nachricht gab?“

„Nein. Sie sagte, es müsse sein. Sie war kurz zuvor einer kleinen Operation wegen in Wien gewesen und als sie zurückkehrte, war sie ganz und gar verändert...“

„Ich weiß, ich weiß... nun, gehen Sie jetzt nur zu Ihrem Patienten. Und machen Sie sich keine Sorge wegen der Zukunft. Ihre Großtante sucht

Sie schon lange und wird glücklich sein, Sie endlich wieder zu haben. Auch sonst ist noch jemand im ‚Goldenen Schwan‘, der Sie sehnlichst erwartet! . . .“

Poldi wurde feuerrot und verschwand rasch.

Silas Hempel aber setzte sich in den hintersten Winkel der Stube neben einen Kleiderständer, stützte den Kopf in die Hand und dachte nach.

Ja, es stimmte alles. Die Spur, die er instinktiv von allem Anfang an verfolgt hatte, obwohl er so gut wie keinen Anhaltspunkt dafür hatte, war die richtige gewesen. Blieben nur mehr die Beziehungen zu ermitteln, welche die arme Tote hier mit . . .

Ein leises Klirren am Fenster ließ Hempel aus seinen Gedanken auffahren. Jemand hatte von außen an das Fenster geklopft. Jetzt wurde auch ein kurzgeschorener grauer Kopf sichtbar, der vorsichtig durch die Scheiben herein spähte.

Da Hempels Platz ganz im Hintergrund war, außerdem durch den Kleiderständer halb verborgen wurde, die Leiche aber noch am Pfeiler hing, mußte der Mann draußen das Zimmer für leer halten.

„Gottlob, daß ich die Haustür hinter Marstaller nicht abschloß,“ dachte Hempel und verbarg sich geräuschlos zwischen den Kleidern des Ständers, „so wird mir der Vogel wohl von selbst in die Arme fliegen! Welches Wiedersehen für den alten Gauner!“

Er hatte sich nicht getäuscht. Im nächsten Augenblick wurde die Zimmertür geöffnet und ein etwa

sechzigjähriger Mann mit kleinen listigen Augen und scharfen Zügen schlüpfte herein.

Aber bei dem schrecklichen Anblick, der sich ihm bot, blieb er wie angewurzelt stehen. Leichenblässe deckte sein Antlitz. Mit stierem Blick starrte er auf den Leichnam, als könne sein Verstand nicht fassen, was er sah.

Diesen Augenblick der Verwirrung benützte Hempel, um sich mit einem Sprung von rückwärts auf den Mann zu werfen. Wie mit Eisenklammern umfaßten ihn seine Arme, er warf ihn zu Boden und legte ihm Handschellen an.

Der Alte war so überrascht, daß er kaum Widerstand leistete. Erst als Hempel ihn wieder aufrichtete und auf einen Stuhl setzte, sagte er mit einem giftigen Blick: „Ah — Sie sind's wieder?“

„Jawohl, Halwanger! Derselbe Silas Hempel, der dich schon einmal ins Graue Haus geliefert hat. Aber diesmal, mein Bursche, werden sie dich wohl nicht so bald wieder frei geben. Diesmal wird's um Jahre gehen!“

„Wah — was soll ich denn getan haben?“

„Das solltest du wirklich nicht wissen, alter Sünder?“

Halwanger machte das harmloseste Gesicht der Welt.

„Keine Idee habe ich...“

„Nun warte nur. Man wird dir zuerst Papierchen vorlegen, die du wahrlich nicht zum bloßen Vergnügen angefertigt hast im Keller dieses Hau-

ses! Dann wird man dich um einen jungen Mann fragen, dem du da draußen wenige Schritte vom Hause den Garauß machen wolltest . . .“

„Ich nicht, bei Gott, das war nicht ich! Ich war sogar dagegen. Aber die andern hörten nicht auf mich. Sie fürchteten, weil uns der junge Mensch aus dem Kellerfenster steigen sah, er würde uns verraten. Da schlugen sie ihn gegen meinen Rat nieder.“

„Na — mindestens warst du doch dabei und hast stillgeschwiegen! Uebrigens wird man dich auch ein wenig fragen, was du mit der armen alten Frau hier gemacht hast?“

Hempels Blick hing bei diesen Worten gespannt an den Zügen des alten Gauners. Dieser fuhr ent-rüstet auf.

„Ich? Was kann denn ich dafür, wenn sie sich erhängte? Ich wollte, sie hätte so viel Verstand gehabt, es nicht zu tun . . . zwei Finger gäbe ich drum, wenn sie noch am Leben wäre, die arme Haut.“

„Na . . .“

„Machen Sie sich nicht lächerlich,“ fuhr ihm Halwanger grob in die Rede, „daß ich kein Tugendengel war, will ich Ihnen gelten lassen, aber so schlecht bin ich nicht, daß ich die eigene Schwester in den Tod getrieben hätte!“

Jetzt war es Hempels Gesicht, das die größte Ueberraschung zeigte.

„Bah,“ sagte er dann ungläubig, „die Witwe Brauneis wäre deine Schwester?“

„Jawohl! Nur daß sie so wenig Brauneis heißt und Witwe ist, wie ich z. B. Halwanger heiße, obwohl ich seit zwanzig Jahre diesen Namen führe...“ er versuchte zu lachen, „seit ich den andern — wahren — nicht mehr in Ehren tragen kann. In Wirklichkeit heißen wir beide Schartner.“

Er schwieg und blickte seufzend zu Boden. In diesem Augenblick, wo tausend Erinnerungen ihn bestürmten, war nichts als Gram und Bitterkeit über ein verfehltes Leben in seinen Zügen zu lesen.

Hempel betrachtete ihn nachdenklich. Endlich sagte er kurz: „Deine Schwester hat sich nicht selbst erhängt. Sie wurde ermordet.“

Halwanger fuhr zusammen und starrte den Detektiv fassungslos an.

„Oh,“ murmelte er, „oh...“

Dann schwieg er verstört. Aber in seinen Zügen arbeitete es, und wilde, zornige Gedanken ließen ihre Spuren darin zurück.

Blötzlich ballten sich seine gefesselten Hände, er hob den Kopf und stieß aufgeregt heraus:

„Aber dies ist sein letztes Stück, ich schwöre es! Er bildet sich ein, mit der armen Kathi habe er die Sache aus der Welt geschafft... er weiß nicht, daß sie ein Zufall wieder mit mir zusammenführte, und daß ich alles weiß!... oh Kathi, Kathi, warum hast du nicht auf mich gehört! Ich warnte dich immer...“

Er warf einen halb traurigen, halb vorwurfsvollen Blick auf die Leiche und wandte sich dann langsam gegen den Detektiv um, dessen Augen in atemloser Spannung an ihm hingen.

„Ich weiß, wer ihr Mörder ist,“ sagte er dumpf, „er heißt...“

„Major Botstiber!“ ergänzte Hempel rasch.

Einen Augenblick malte sich grenzenlose Verblüffung in des Alten Gesicht. Dann aber lachte er trocken auf.

„Ach was — so nennt er sich! Aber er ist so wenig Major, wie Sie oder ich. Ein ganz gemeiner Bursche ist er, namens Lämmermaier, der die arme Kathi unglücklich machte und dann mit ihrem Kinde sitzen ließ. Ehe er zum Militär ging, versprach er ihr freilich die Heirat, aber dann, als er sich durch ein Verbrechen zum vornehmen Herrn zu machen wußte, dachte er nicht mehr daran...“

„Wissen Sie etwas Näheres über jenes Verbrechen?“ fragte Hempel fast atemlos vor Erregung, denn gerade dieser Punkt beschäftigte ihn seit Wochen, ohne daß es ihm gelungen war, die verbindenden Linien zwischen Ursachen und Wirkungen klarzustellen.

„Natürlich! Alles weiß ich! Der Kathi gegenüber konnte er's doch nicht ableugnen, als sie ihm eines Tages auf der Eisenbahn gegenüber saß und ihn wiedererkannte. Da half nichts, als Farbe bekennen, wenn er nicht fürchten wollte, daß sie ihn verrate. So hat er ihr's denn nach und nach ein-

gestanden. Daß sein Herr — der wirkliche Major Botstiber — bei Königgrätz schwer verwundet hinter eine Scheune kroch, in der Lämmermaier sich gleich zu Anfang der Schlacht feige verkrochen hatte. Später schleppte sich noch ein anderer Offizier vom selben Regiment hin und beschwor Botstiber, falls er selber sterben sollte, sich um sein Kind anzunehmen. Er sagte ihm alles, wo er sein Vermögen deponiert hatte, wo das Kind in Kost sei usw. Zuletzt schrieb er mühsam ein paar Worte an seinen Rechtsanwalt auf, damit dieser Botstiber volles Vertrauen schenke. Lämmermaier hörte alles im Innern der Scheune. Als der Tag graute, kroch er heraus und wollte sich davonmachen. Da stößt er auf die beiden Offiziere und sieht, daß sie tot sind. Jetzt kommt ihm ein teuflischer Gedanke. Seine Kameraden in der Kaserne hatten ihn oft damit geneckt, er kopiere seinen Herrn so getreulich, daß er ihm völlig ähnlich sehe, was umso leichter war, als beide fast gleiche Augen und Haare hatten.

Sie waren von gleicher Statur. Lämmermaier, der drei Jahre Botstibers Diener war, kannte alle Gewohnheiten, alle Beziehungen seines Herrn. Und schließlich — wer würde je auf die Idee einer Täuschung kommen? Er wechselt also rasch Kleider und Wäsche mit dem Toten, steckt seine eigenen Habseligkeiten in dessen Taschen und macht durch ein paar Bajonettstiche dessen ohnehin bereits entstelltes Gesicht völlig unkenntlich.

Zuletzt bringt er sich selbst mit demselben Ba-

jonett ein paar Wunden bei und läßt sich eine Stunde später von Sanitätsoldaten anscheinend bewußtlos in ein Feldspital schaffen.“

Halwanger schwieg und starrte einen Augenblick grimmig vor sich hin. Dann fuhr er fort:

„Und so frech das Ganze war — es gelang ihm alles! Niemand hat jemand an seiner Identität gezweifelt! Schlau, wie er war, nahm er sich jenes Kindes sehr an, um alle Welt durch diese ‚gute edle Tat‘ für sich zu gewinnen. Von dem Vermögen sprach er natürlich nicht... Später verschaffte er seinem Mündel eine glänzende Partie, setzte sich mit ihr ins warme Nest und mußte sich so beliebt zu machen, daß in Wahrheit bald er allein Herr im Hause war.

Da mußte ihm das Unglück passieren, Kathi zu begegnen! Sie hat den schlechten Kerl unglaublich gern gehabt. Als man ihr sagte, er sei gefallen, wollte sie sich ertränken und nur unserer ältesten Schwester, einer braven rechtlichen Frau, gelang es allmählich, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Aber schweigsam und unglücklich blieb sie immer, auch als ihre Tochter sich gut verheiratete und nach deren frühen Tod eine Enkelin neben ihr heranwuchs. Und sie, die Lämmermaier nie vergessen hatte, erkannte ihn trotz seines Leugnens. Als er sah, daß sie sich nichts ausreden ließ, gestand er ihr endlich alles ein und beredete sie, ganz mit ihren Leuten zu brechen und hieherzuziehen unter dem Namen einer Witwe Brauneis. Er gab ihr die

nötigen Papiere, schickte sie zu dem Besitzer des Hauses und sorgte dafür, daß sie hier Wohnung bekam.

Er wollte sie wahrscheinlich nur unter Aufsicht haben. Ihr selbst versprach er, daß sie bald unter irgend einem Vorwand zu ihm ins Schloß ziehen sollte, wo er ihr sodann eine gute Stelle verschaffen werde.

Ich glaube aber nicht, daß er dies wirklich wollte. Er versorgte sie mit Geld, kam zuweilen als gemeiner Mensch verkleidet hieher, wurde jedoch immer unfreundlicher und zog sie mit leeren Versprechungen hin. Die ganze Sache wurde ihm offenbar lästig, vielleicht auch zu gefährlich... Denn eines Tages wurde er — warum weiß ich nicht — von Herrn von Rittler bis nahe an das Haus hier verfolgt. Kathi erzählte mir, er sei außer sich vor Angst und Aufregung gewesen und habe sie — als die Ursache — hart angelassen. Noch in derselben Nacht wurde Rittler erschossen. Ich werde mich nicht irren, wenn ich sage: Lämmermaier tat es, um weitere Nachforschungen Rittlers zu verhindern!“

„So war es auch. Aber was sagte deine Schwester zu der Sache? Gingen ihr nicht die Augen auf?“

„Gott bewahre! Haben Sie schon je gesehen, daß ein Frauenzimmer, wenn es einen richtig gern hat, vernünftig urteilt?“

„Die Kathi war doch eine alte Frau!“

„Ja. Aber sie hat ihr Lebtag nichts anderes im Kopf gehabt als diesen Menschen! Und er war immer ein Komödiant. Außerdem hoffte sie von ihm ein unerhörtes Glück. Trotzdem gelang es mir, sie stußig zu machen. Er aber brachte sie in fünf Minuten zum Schweigen. Der Mörder sei längst gefunden. Und nun komme auch die glückliche Zeit. Die Familie sei fort und werde kaum so bald wieder kommen. In einigen Monaten könne Kathi als Wirtschafterin in Kreuzstein einziehen und in ein oder zwei Jahren — wer weiß — würde er sie vielleicht sogar heiraten, wenn sie brav und fügsam sei...

Kathi glaubte alles. Ich aber hatte unter der Hand so manches erfahren. Vor allem, daß Lämmermaier höchst wahrscheinlich mit der Idee umgehe, nach Ablauf des Trauerjahres Frau von Rittler seine Hand anzutragen. Dann, daß der Mörder noch nicht gefunden sei, wie er behauptet hatte. Ich teilte es Kathi mit, und sie stellte ihn scharf zur Rede, so scharf, daß er alle Besinnung verlor und ihr Dinge gesagt haben muß, die ihr wohl seinen wahren Charakter endlich verrieten. Das war vor ein paar Tagen. In der Nacht darauf war ich hier, und sie sagte mir folgendes: „Ignaz — es ist alles aus! Er ist ein Schurke, und ich fürchte mich vor ihm... ich weiß jetzt auch...“

Da brach sie ab, schauderte zusammen und murmelte kaum hörbar: „Aber er kennt auch mich nicht ganz! So schlecht bin ich nicht, daß...“

Mehr sagte sie nicht. Was sie meinte oder vorhatte, weiß ich nicht, aber es wird wohl, fürchte ich, die Ursache ihres Todes geworden sein...“

Hempel nickte ernst.

„Ja. Sie schrieb einen Brief, in dem sie der Tochter des Ermordeten Aufschlüsse versprach. Die Zusammenkunft sollte heute nachmittag hier am Winzerhaus stattfinden. Gestern abend bekam der Major Kenntniß von dem Brief und — er hat seine Zeit nicht verloren...“

Draußen fuhren Wagen vor. Hempel eilte in den Flur. Es war die Polizeikommission unter Führung des Kommissärs Stumper.

„Ich habe Dr. Wasmut und die Staatsanwaltschaft telephonisch benachrichtigt,“ sagte letzterer, „und hoffe, die Herren werden nicht allzulange auf sich warten lassen.“

XXVII.

Mara ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Die Ereignisse der letzten Nacht gingen ihr immerfort im Kopf herum.

Je länger sie darüber nachdachte, desto unheimlicher und rätselhafter schien ihr alles.

Sie begriff weder, wer ihr nach dem Leben trachten konnte noch warum. Und am wenigsten begriff sie, wie Silas Hempel sich verkleidet hatte ins Schloß einschleichen können, wo man doch seit dem Mord doppelt vorsichtig war. Seine Wei-

sungen, weit entfernt sie zu beruhigen, ängstigten sie nur noch mehr.

„Mißtrauen Sie allen im Hause!“

Klang das nicht, als ob sie von Räubern und Mördern umgeben wäre?

Mit Aufbietung aller Willenskraft war es Mara gelungen, das Frühstück zu überstehen. Leidlich unbefangen hatte sie ihre Geschichte vorgebracht, man hatte sie erschrocken bedauert, und Onkel Malchus war unerschöpflich gewesen in besorgten Fragen, wie ihr dies denn habe passieren können und ob sie wohl keine Nachwirkungen der Leuchtgasvergiftung mehr spüre.

Endlich gelang es ihr, sich unter dem Vorwand von Kopfschmerzen in ihr Zimmer zurückzuziehen.

Gegen neun Uhr war von Dolanthe ein ausführliches Telegramm aus Graz an den Major gekommen.

Sie und Frau Isabel waren bereits vor zwei Tagen von Brioni abgereist, doch war Mama so leidend, daß man in Graz die Reise unterbrechen mußte und erst heute morgen fortsetzen konnte.

Um Mittag würden sie in Wien eintreffen und gleich mit der Verbindungsbahn weiterfahren.

Onkel Malchus, an dem Mara schon gestern eine gewisse Nervosität aufgefallen war, strahlte plötzlich.

„Endlich!“ sagte er aufatmend. „Wie froh und beruhigt werde ich sein, wenn Mama erst wieder bei

uns daheim ist! Wir wollen ihr den Empfang so hübsch machen, daß sie alle Traurigkeit vergißt!“

Er rief den Gärtner und befahl ihm, die Treibhäuser zu plündern. Ueberall in Zimmern und Korridoren sollten Blumen und Gewächse stehen. Frau Baumer sollte die Teppiche auflegen lassen, der Heizer dafür sorgen, daß um Mittag kein Fleckchen im Schloß sei, wo die Temperatur nicht 16° betrage. — „Sie müssen bedenken, die Damen kommen aus dem Süden!“ —

Ein Diener wurde in die Stadt geschickt, um junges Gemüse und Fasanen — Frau Isabells Lieblingsessen — einzukaufen. Die Konferenz mit der Köchin und Frau Baumer wegen des Menüs dauerte eine volle halbe Stunde.

Der Major war wie ausgewechselt, förmlich verjüngt. Er lief treppauf und ab, als wäre er fünf- undzwanzig Jahre alt. Die Dienerschaft warf sich heimlich bedeutungsvolle Blicke zu, und auch Mara dachte halb erschrocken, halb empört: Oh — sollte er denn andere Gefühle für Mama haben, als irgend jemand ahnen konnte? Er ist ja ganz verändert...

Als Botstiber gegen Mittag, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, bei ihr erschien, um sie zum Mitfahren auf den Bahnhof aufzufordern, lehnte sie kalt ab.

„Ich erwarte Mama und Nolanthe hier.“

Sie bemerkte wohl, daß der Major gar nicht ungehalten war über dieses Arrangement, und ihre Unruhe wuchs, als sie wieder allein war.

Plötzlich blieb sie, ihre Wanderung unterbrechend, wie angewurzelt mitten im Zimmer stehen.

Ein furchtbarer Gedanke war blitzartig in ihr aufgetaucht: Wenn Onkel Malchus wirklich die Absicht hätte, sein Mündel zu heiraten, wessen Einfluß mußte er dabei fürchten? Mama war lenksam und leicht zu bereden, Leo ein Kind, Dolanthe dachte nur an sich selber. Sie aber, Mara, würde sich dieser Heirat einer lebensdurstigen unerfahrenen Frau mit einem alten Mann sicher widersetzt haben. Ihr Gewissen würde sie zwingen, die Mutter zu warnen. . . .

Wohnte Botstiber das? War sie ihm deshalb im Wege gestanden?

Der Schweiß trat Mara auf die Stirn, abwehrend erhob sie die Hände. „Nein — nein — ich bin wahnsinnig, so etwas nur zu denken,“ murmelte sie, „es ist ja nicht möglich!“

In diesem Augenblicke — der Wagen, welcher den Major an die Bahn bringen sollte, war soeben abgefahren — klopfte es an Maras Tür.

„Herein,“ sagte sie mechanisch.

Silas Hempel erschien auf der Schwelle. Sein Gesicht strahlte, ein frohes Leuchten lag in seinen blauen Augen.

„Oh — Sie! Sie!“ stieß Mara, in tiefster Seele erleichtert, heraus, und es war, als wiche bei dem bloßen Anblick dieses Mannes alle Angst und Unruhe von ihr. „Gottlob, daß Sie da sind. . . werden Sie mir nun endlich erklären. . .“

„Vor allem bringe ich Ihnen eine frohe Botschaft,“ sagte er, ihre Frage überhörend, „Dr. Sturm lebt und ist gefunden!“

Bei diesen Worten versank alles andere in Mara. Unfähig, sich zu verstellen, stieß sie einen Schrei tiefsten Glückes aus, während Tränen in ihre Augen traten.

„Er lebt... er lebt... er lebt...“ wiederholte sie unaufhörlich, als hätte die Sprache kein süßeres Wort als dieses.

Hempel wandte sich ergriffen ab und trat ans Fenster. Er hatte längst geahnt, daß Maras Herz dem Verschwundenen gehörte, und da sein Beruf ihn nicht gegen weiche Regungen verhärtet hatte, war er zuerst zu ihr geeilt, um ihr die frohe Nachricht zu bringen.

Als er sich nun nach fünf Minuten Mara wieder zuwendete, klang seine Stimme weich und teilnehmend.

„Dr. Sturm wurde in jener Nacht überfallen und nur durch ein Wunder dem Tode abgerungen. Er machte eine schwere Gehirnerschütterung durch und ist noch sehr schwach. Man hat um einen Krankentransportwagen geschickt, aber es wird wohl noch eine Weile dauern, ehe er oben am alten Winzerhaus eintrifft.“

„Wie — Sturm ist im Winzerhaus?“

„Ja. So nahe, und doch konnten wir ihn nicht früher finden, da... aber das erzähle ich Ihnen

später alles im Zusammenhang. Wollen Sie nun nicht lieber zu ihm gehen?“

„Ich — zu ihm —?“ Mara, deren sich eine ungeheure Aufregung bemächtigt hatte, wich erschrocken zurück. „Oh nein, nein... um keinen Preis...“

Und sie dachte entsetzt an sein enttäuschtes Gesicht, wenn er sie anstatt Yolanthé erblickte, wenn er Fragen stellen würde, auf die sie nur mit Schweigen antworten konnte.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit, wie sie meist auf langanhaltende Erregungen folgt, bemächtigte sich ihrer zugleich mit der Erkenntnis, daß nur neue Leiden seiner und ihrer harrten.

Ja, er lebte! Aber wie trostlos würde ihm dies Leben nun erscheinen ohne Yolanthés Liebe! Er war gefunden — ihr aber war er mehr verloren als je zuvor. Sie durfte ihn weder trösten noch pflegen, noch auch nur — sehen, obwohl sie wußte, daß Brigitte Rehbein kein Blatt vor den Mund nehmen werde in bezug auf Yolanthés herzloses Verhalten.

Gestern noch hatte sie zu Fräulein Rehbein gehen und mit ihr um den Verlorenen weinen können. Heute... Sie stöhnte auf und sank erschöpft auf einen Stuhl.

Hempel verstand sich zu gut auf die Schrift in Menschenantlitz, um nicht zu erraten, was in Mara vorging. Bisher hatte er sich kaum in Gedanken mit Yolanthé beschäftigt, jetzt aber fiel ihm

ein, was Sturm damals in den Park von Kreuzstein geführt hatte, und er begriff alles.

Mara erhob sich plötzlich entschlossen.

„Ich will zu Fräulein Rehbein,“ sagte sie, „wenn ich den nächsten Zug benütze und drin einen Wagen nehme, komme ich wohl noch früher bei ihr an als der Verwundete.“

„Gewiß. Aber,“ er ergriff sanft Maras Hand und versenkte seinen Blick forschend in den ihren, „was wollen Sie bei Fräulein Rehbein?“

„Sie vorbereiten. Sie bitten... ich will nicht, daß Dr. Sturm erfährt...“

„Warum soll er nicht erfahren, was Sie für ihn getan haben und was — andere nicht taten?“

Mara senkte den Blick, machte sich verwirrt los und kleidete sich hastig zum Ausgehen an.

„Ich will es so!“

„Denken Sie nicht, daß Schweigen manchmal... Lüge ist?“

„Möglich. Aber es gibt Lügen, die beglücken...“

„Und Wahrheiten, die befreien!“ sagte Hempel sehr ernst. Mara tat, als höre sie nichts, und wollte das Zimmer verlassen. Hempel vertrat ihr noch einmal den Weg.

„Gut. Ich kann Sie nicht hindern zu tun, was Sie für Ihre Pflicht ansehen, auch wenn diese mir zwecklos und töricht erscheint. Aber ich möchte vorher von Ihnen erfahren, wo sich Ihr Onkel aufhält?“

„Er ist auf die Bahn gefahren, um meine Stief-

mutter und Polanthe abzuholen, die heute zurückkehren.“

„Dann bitte ich Sie noch, ehe Sie gehen, mir einen Schlüssel zu Ihres Vaters Sterbezimmer zu geben. Sie besitzen doch einen?“

„Ja —“ Mara war an ihren Schreibtisch getreten, schloß eine Lade auf und reichte Hempel einen Schlüssel. „Hier ist er. Und nun adieu, Herr Hempel verzeihen Sie, wenn ich Ihnen jetzt nur flüchtig danke, obwohl mein Herz voll inniger Dankgefühle ist . . . ich bin so aufgeregt . . . ich möchte nicht zu spät kommen zu Fräulein Rehbein . . .“

Sie drückte dem Detektiv hastig die Hand und eilte hinaus.

XXVIII.

Major Botstiber hatte Frau Isabel, die sehr blaß und schweigsam war, bis an ihre Gemächer begleitet und kehrte nun in sein Zimmer zurück, das er seit dem Morgen nur betreten hatte, um sich umzukleiden.

Er strahlte nicht mehr. Irgend etwas an Frau von Ritters Wesen beunruhigte ihn. Trotz ihrer kläglichen Gedrücktheit schien sie nicht mehr so hilflos und fügsam wie früher. Zuweilen blitzte sogar etwas wie Entschlossenheit in ihren Augen auf und das erste Wort, das sie nach der Begrüßung sprach, war Botstiber so unerwartet gekommen, daß er sich noch jetzt nicht fassen konnte darüber.

„Wissen Sie etwas über Baron Weltenberg,

Malchus?“ hatte sie gefragt. „Er befand sich in meiner Gesellschaft und wurde verhaftet. Aber er ist unschuldig, und ich werde nicht ruhen, ehe der Richter mir glaubt!“

„Aber begreifen Sie denn nicht,“ hatte er niedergeschmettert gestammelt, „daß es die Gesellschaft jenes Mannes war, der ich Sie durch mein Telegramm entreißen wollte? Er kompromittierte Sie.“

„Dies habe ich nur vor Gott und mir selber zu verantworten. Der arme Achim selbst würde verlangen, daß ich unter diesen Umständen alles tue, um einen Unschuldigen zu retten!“

„Aber ich kann nicht dulden, daß Sie sich...“

„Lieber Malchus, Sie vergessen immer, daß ich längst kein Kind mehr bin,“ war sie ihm ins Wort gefallen. „Dies ist eine Angelegenheit, die ich ganz allein mit mir ausmachen muß.“

Damit war sie in ihrem Zimmer verschwunden und hatte den Major einfach stehen lassen.

Von den widerstreitendsten Gedanken beherrscht, stieg er in das zweite Stockwerk hinauf. Als er die Tür seines Zimmers öffnete und eintrat, sah er sich plötzlich zwei wildfremden Leuten gegenüber, die offenbar hier auf ihn gewartet hatten.

Mehr verwundert als erschrocken, wollte er eine Frage tun, als einer der Herren ihm zuvorkam und sagte: „Sie nennen sich Major Botstiber?“

„Ja. Aber was soll...“

„Dann erkläre ich Sie hiermit für verhaftet. Hier ist der Haftbefehl.“

Er zog ein Papier heraus und wollte es entfalten, während der zweite Herr sich vor die Ausgangstür stellte. Aber zugleich hatte Botstiber begriffen.

Er stieß einen wilden Fluch aus, und ehe einer der Polizeibeamten nur einen Finger rühren konnte, war er mit einem Satz im Nebenzimmer verschwunden, dessen Tür er hinter sich verschloß.

„Schnell — er entkommt uns,“ rief der Kommissär. Aber sein Gehilfe schüttelte den Kopf.

„Wohin? Das Schlafzimmer hat ja keinen zweiten Ausgang! Uebrigens wollen wir die Türe bald offen haben.“

Gelassen stemmte er seine breite Schulter gegen die Füllung.

Botstiber hatte inzwischen auf alle Fälle seinen Revolver aus der Tasche gerissen. Diesen in der Hand stürzte er auf einen altertümlichen geschnitzten Eichenschrank zu, riß dessen Tür auf und drückte mit bebenden Fingern auf einen scheinbar nur zur Verzierung angebrachten Knopf.

Lautlos schob sich die Rückwand auseinander. Ein dunkler Raum, aus dem eine enge gewundene Wendeltreppe nach abwärts führte, wurde sichtbar.

Schon wollte Botstiber einen zweiten Knopf, der hinter ihm die Schranktür wieder in Ordnung bringen sollte, berühren, als er sich plötzlich von zwei eisenfesten Armen umklammert fühlte.

„Nein, mein Lieber — da hinab gibt's keinen Ausweg mehr,“ sagte Hempels Stimme spöttisch.

„Sie müssen sich schon bequemen, mit mir zu den beiden Herren zurückzukehren!“

Er drängte den vor Wut Sprachlosen mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Schrank zurück.

Im selben Augenblick krachte die Tür.

„Holla — hieher, ich habe ihn,“ rief Hempel laut, „aber er wehrt sich wie ein Wahnsinniger...“

Botstiber wehrte sich in der Tat mit der Verzweiflung eines Menschen, der seine Sache lebend nicht verloren geben will. Es gelang ihm, die Hand mit dem Revolver frei zu bekommen. Plötzlich krachte ein Schuß, gleich darauf ein zweiter.

Hempel fühlte, wie der Körper in seinen Armen schlaff wurde und zu Boden gesunken wäre, wenn er ihn nicht gehalten hätte.

„Oh — er hat sich getötet...“ rief er den erschrocken herbeieilenden Polizeibeamten zu, „rasch — helfen Sie mir, vielleicht können wir ihn noch retten...“

Mit vereinten Kräften trugen sie den scheinbar leblosen Körper ins Zimmer zurück und legten ihn auf das Bett.

Botstiber war nicht tot. Seine Augen standen offen und ruhten starr vor Wut und Grauen auf Silas Hempel, als wollten sie sagen: Du also bist es, der mein Verderben herbeiführte!

Silas beugte sich über ihn und untersuchte die beiden Wunden an der Brust.

„Sie haben vielleicht nur mehr kurze Zeit zu leben, Tobias Lämmermaier,“ sagte er, „wollen

Sie Ihr Gewissen nicht wenigstens durch ein offenes Geständnis erleichtern?“

Der Sterbende war bei dem Namen Lämmermaier zusammengezuckt. Jetzt verzerrte ein böses Lächeln seine Züge.

„Wozu...? Da Sie ja doch schon alles wissen? Sagen Sie mir lieber... wie... Sie auf... meine Spur kamen? Niemand wußte... um die Treppe..“

Die Worte kamen stockend von den Lippen, aber der Blick der stechenden schwarzen Augen hing in düstrierer Spannung an dem Munde des Detektivs.

„Wenn dies alles ist, was Sie noch zu wissen wünschen, so mögen Sie es erfahren: Ihr Bett hier war es, das mich zuerst auf Ihre Spur führte. Während damals die Kommission nach Herrn von Rittlers Tod unten den Tatbestand aufnahm, trieb ich mich unbeachtet im Schloß herum. Dabei kam ich auch in dieses Zimmer. Ich wußte noch nicht, daß es das Ihre ist, aber ich sah, daß man das Bett hier künstlich in Unordnung gebracht hatte, um den Anschein zu erwecken, als habe bereits jemand darin geschlafen.

Von diesem Punkt ging ich aus, obwohl später alles gegen Ihre Schuld zu sprechen schien und ich keine Erklärung dafür finden konnte, warum Sie Herrn von Rittler töteten, und wie es denkbar wäre, daß Sie nach der Tat Ihr Zimmer ungesehen wieder erreichten.

Erst als ich Sie gestern nacht, als Sie von Ihrem Mordgang aus dem Winzerhaus heimkehr-

ten, durch das Schlüsselloch beobachtete und sah, wie Sie durch einen Griff das alte Ritterbild im Zimmer des ermordeten Hausherrn unten in eine Tür verwandelten, begriff ich Ihr Geheimnis. Und als ich durch den Bruder der armen Kathi Schartner Ihre Geschichte erfuhr, die mir zum Teil allerdings schon früher bekannt war, wußte ich auch, warum Sie zum Mörder wurden... sind Sie nun befriedigt?"

Lämmermaier antwortete nicht. Eine fahle Blässe hatte sein Antlitz überzogen. Jetzt ging ein Zucken durch seinen Leib und die Augen bekamen einen leeren glasigen Blick.

Zwei Minuten später sagte Silas Hempel, der ihn aufmerksam beobachtet hatte, feierlich: „Es ist vorüber, meine Herren. Er war ein großer Verbrecher und der schlaueste Mensch, der mir je begegnet ist, aber er steht nun vor seinem Richter. Möge er im Frieden ruhen.“ — —

Unten saßen indessen Mara und Nolanthe beisammen. Ohne daß sie es beabsichtigt hatten, ja im Gegenteil gegen ihren festen Vorsatz, war das Wiedersehen kühl, die ersten Worte steif ausgefallen.

Nun lag es wie eine unsichtbare Wand zwischen ihnen. Nolanthe sprach viel und lebhaft. Aber während sie von der Reise erzählte, dachte sie: „Wie sonderbar, daß ich gar kein Bedürfnis empfinde, ihr von Almaffa zu erzählen! Aber mit ihrem steinernen Gesicht und dem ernstesten Blick, den sie immer wie in heimlichem Vorwurf auf

mich richtet, kommt sie mir noch fremder vor als damals bei der Abreise...“

Und Mara fragte sich heimlich mit schmerzhaften Gefühlen: „Oh — sind wir denn nicht mehr Schwestern, Yolanthe und ich? Warum spricht sie von Nichtigkeiten, anstatt mich nach ihm zu fragen? Es ist ja nicht denkbar, daß sie inzwischen nicht zur Besinnung gekommen ist...“

Und plötzlich eine Pause benützend, sagte sie, den Blick fest auf die Schwester richtend:

„Yolanthe — man hat Dr. Sturm heute oben im alten Winzerhaus gefunden, wo er durch Meuchelmörder schwer verwundet und besinnungslos lag. Siehst du nun wohl ein, wie schweres Unrecht du ihm tatest mit deinem schmählichen Verdacht?“

Yolanthe machte eine Bewegung der Ueberraschung.

„Oh — man hat ihn wirklich gefunden? Und er ist in der That ganz unschuldig?... Nun — das freut mich um feinetwillen,“ setzte sie errötend hinzu.

Mara atmete schwer.

„Sonst hast du gar nichts zu sagen? Gar nichts... Yolanthe?“

Yolanthe warf den schönen Kopf stolz zurück.

„Nein!“

„Du nimmst ihm vielleicht seine Erkundigungen bei Notar Funke übel, Yolanthe? Aber auch dies hat sich aufgeklärt. Herr Hempel, der Sturm aufsand und eine Unterredung mit ihm hatte, erhielt auf seine Frage von Sturm folgende Antwort:

„Ja, ich erkundigte mich um die Vermögensverhältnisse Fräulein von Rittlers, wie es meine Ehre mir gebot. Man hatte meine Bewerbung in der beleidigendsten Form abgewiesen, und ich hätte das, was ich beabsichtigte, nicht tun dürfen, wenn sie unter allen Umständen eine reiche Partie geblieben wäre. Aber ich erinnerte mich dunkel, einmal darüber in anderem Sinn sprechen gehört zu haben. Darüber wollte ich mir Gewißheit verschaffen. Gottlob, es war so: wenn Fräulein von Rittler gegen den Willen ihres Vaters meine Frau wurde, so war sie arm! Diese Gewißheit machte meine Hände frei. Ich durfte sie nun bitten, aus eigenem Antrieb meine Frau zu werden, mir das unaussprechliche Glück zu gewähren, für sie arbeiten, ihr alles ersetzen zu dürfen, was sie um meinetwillen aufgab'. .“

Mara schwieg und schöpfte tief Atem. Dann setzte sie leise hinzu: „Du siehst, es war tiefste Liebe und höchste Selbstlosigkeit, die ihn zu jener Erkundigung antrieb, und auch darin tatest du ihm schwer unrecht!“

Yolanthe sagte kein Wort. Was in ihren Zügen stand, war viel eher ärgerliche Ungeduld als Reue oder Rührung.

Da trat Mara an sie heran und sah ihr beschwörend in die Augen.

„Yolanthe — du sagtest damals: wenn seine Unschuld erwiesen ist, wer hindert mich denn dann, seine Frau zu werden? Nun — seine Unschuld ist erwiesen! Ich war heute bei seiner Tante — er

wird nichts von deinem kränkenden Verdacht erfahren, nichts davon, daß du bereit warst, ihn aufzugeben. Aber er wird nun auf ein Wort von dir warten, wie ein Durstender in der Wüste. Er wird sich nach deinem Anblick sehnen...“

„Genug,“ schnitt Yolante ihr die Worte kurz ab, indem sie sich erhob. „Du fragst, was mich hindern könnte, seine Frau zu werden — nun gut, ich will es dir sagen: er ist mir völlig gleichgültig geworden. Jene Liebe war eine Täuschung. Eine Torheit — durch die Langweile auf Kreuzstein hervorgerufen. Außerdem habe ich eine unvergleichlich glänzendere Partie in Aussicht, und wenn das Trauerjahr zu Ende ist...“

„Yolante! Das kann dein Ernst nicht sein!“ schrie Mara empört auf.

„Doch. Es ist mein unabänderlicher Entschluß. Wenn du willst, daß wir in Frieden nebeneinander leben, so bitte, komme nie mehr auf jene Torheit der Vergangenheit zurück!“

Ehe Mara etwas antworten konnte, wurde die Tür hastig aufgerissen und Frau Isabel stürzte leichenblaß herein.

„Kinder — Onkel Malchus — er ist — er hat sich soeben erschossen —“ stammelte sie bebend, „und... und... oh, ich bringe es kaum über die Lippen... er ist es, der auch den armen Papa getötet hat...!“

Beide Mädchen prallten fassungslos zurück.

„Also doch er!“ murmelte Mara entsetzt.

Frau von Ritter, die auf einen Stuhl gesunken war, atmete tief auf, während ihr Blick unbewußt etwas Leuchtendes bekam.

„Und Weltenberg ist unschuldig! Oh, ich mußte es ja! Ich fühlte es in tiefster Seele, daß man ihm unrecht tat!“

XXIX.

Mehr als ein Jahr war vergangen. Wieder standen die Bäume im Kreuzsteiner Park blätterlos da, und der Nordsturm segte um die Mauern des Schlosses.

Innen aber war es noch stiller als vor einem Jahre. Vor vier Wochen hatte Yolante unter großer Prunkentfaltung Conte Almassa ihre Hand gereicht und war ihm nach Florenz gefolgt.

Und gestern ließ sich Frau Isabel in aller Stille mit Baron Weltenberg trauen. Das junge Paar wollte erst eine Hochzeitsreise nach England machen und dann auf Schloß Rosenbühl dauernd Aufenthalt nehmen.

Mara allein war auf Kreuzstein geblieben. Mit Frau Baumer und der Witwe eines verarmten Gutsbesizers, die sie als Gesellschafterin engagiert hatte, wollte sie sich ganz Werken der Wohltätigkeit widmen, um in der liebevollen Sorge für andere einen Ersatz dafür zu finden, daß ihr vom Schicksal Eigenglück versagt blieb.

Sturm hatte sie nur zweimal flüchtig wieder-gesehen. Einmal im Gewühl der Straße, das an-

deremal bei Fräulein Rehbein, wo er zu ihrem Schrecken unerwartet früh heimkehrte.

Sie hatten nur wenige gleichgiltige Worte gewechselt, aber es war etwas in dem melancholischen Blick des jungen Mannes gewesen, das Mara verwirrte.

Besonders das zweitemal hatte er sie so eigentümlich befangen und zugleich so wehmütig angesehen, daß ihr fast die Tränen in die Augen traten.

Was mußte er leiden bei ihrem Anblick, der ihm das Bild einer andern schmerzhaft in Erinnerung brachte....

Mara beschloß daher, lieber Fräulein Rehbein gar nicht zu besuchen oder doch nur, wenn Ernst verreist war.

So spann sie sich immer mehr in ihr einsames Leben auf Kreuzstein ein, das nur selten durch einen Besuch von auswärts unterbrochen wurde.

Die liebsten Besuche waren Mara diejenigen Silas Hempels, der zuweilen einen Abend draußen verbrachte und durch seine Unterhaltungsgabe, sowie durch seine vornehme gemüthvolle Denkweise bald zu ihren geschätztesten Freunden zählte.

Auch heute saß er im kleinen Speisesaal zwischen Mara und ihrer Gesellschafterin Frau Rottmann, trank seinen Tee und erzählte allerlei lustige Geschichten.

Aber Frau Rottmann hatte furchtbare Kopfschmerzen und bat um neun Uhr, sich zurückziehen zu dürfen, da sie es nicht länger aushielte.

Mara erwartete natürlich, daß sich Hempel nun auch bald empfehlen würde, aber er schien gar nicht daran zu denken, sondern plauderte munter weiter.

Plötzlich sagte er: „Wissen Sie, daß Dr. Sturm ein unerhörtes Glück hat? Man übertrug ihm den Bau des neuen Volkshauses, das da irgendwo gegründet werden soll. Ueberhaupt — der Mann weiß sich vor Aufträgen kaum zu helfen. Er ist in die Mode gekommen und verdient ein rasendes Geld. Heute würde es Ihr Vater wohl nicht mehr als Frechheit angesehen haben, wenn er um Fräulein Dolanthe geworben hätte.“

Mara sah verwirrt vor sich hin. Wie auf Verabredung war bisher der Name Sturm zwischen ihnen nie erwähnt worden. Warum erzählte er ihr dies jetzt?

Hempel aber fuhr, ohne ihr Schweigen zu beachten, fort: „Schade um den prächtigen Mann, daß er trotz allen äußeren Erfolges innerlich langsam zugrunde geht. Aber so geht es — Weiberlaunen haben schon den besten Männern das Genick gebrochen!“

„Er kränkt sich also noch immer um meine Schwester?“ murmelte Mara mit blassen Lippen.

„Um die Contessa? Bah — was fällt Ihnen ein? Ich glaube nicht, daß er ihr je viel Tränen nachweinte. Wenigstens nahm er damals, als man ihm ihr Verhalten erzählte, die Geschichte verdammt kaltblütig. Wissen Sie, was er sagte: „Ich mußte, daß sie mich nie geliebt hat, sonst hätte sie

eingewilligt, meine Frau zu werden, als ich sie bei unserer letzten Begegnung darum anflehte. Damals sind mir die Augen gründlich aufgegangen, so gründlich, daß ich ihr schon zwei Minuten später nacheilte und mein Wort zurückverlangen wollte. Leider war sie bereits im Haus und gleich darauf war mir, als hörte ich irgendwo Schüsse fallen. Ich eilte um die Ecke, sah in Herrn von Rittlers Zimmer Licht und wurde dabei vom Gärtnergehilfen überrascht. Hätte ich noch die geringste Aussicht haben können, Yolante mein eigen nennen zu dürfen, wäre ich wohl geblieben und hätte dem Burschen, der ohnehin um unsere Liebe wußte, meine Anwesenheit erklärt. So aber hatte ich nur mehr die Pflicht, ihren Ruf zu schonen, darum floh ich, um nicht erkannt zu werden. Wie richtig ich Yolantes Gefühle taxierte, bewies ihre Unterredung mit dem Untersuchungsrichter, die man mir ja nun mittheilte. Bah — sie ist kein Weib, um das ein ehrlicher Mann sich selbst verlieren kann! Sie ist schön, aber eine Frau ohne Seele!“

Mara hatte in wachsender Erregung zugehört.

„Aber dann,“ stammelte sie jetzt, „dann begreife ich nicht...“

„Woran er zugrunde geht? Ich werde es Ihnen sagen: es ist eigentlich eine komische Geschichte — er verzehrt sich in Reue und Selbstvorfürfen!“

„Mein Gott, worüber denn?“

„Ueber eine Verwechslung, die ihm ahnungslos passierte: er liebte in Ihrer Schwester die Seele

einer andern Frau. Aber erst als er begriffen hatte, daß hinter der schönen Larve überhaupt keine Seele sei, kam ihm das Bewußtsein. Dann freilich fiel's ihm wie Schuppen von den Augen... nur war es leider zu spät. Die andere machte sich nichts mehr aus ihm."

Mara stand auf und ging mechanisch ein paarmal auf und ab.

Er liebte eine andere! Und sie hatte ihn die ganze Zeit über bedauert, mit ihm gelitten...

Zum erstenmal stieg wild und brennend der Schmerz einer rasenden Eifersucht in ihr empor.

Wer war diese andere? Sie wagte nicht zu fragen. Aber sie sagte bitter: „Oh Sie erzählen mir da einen Roman, Herr Hempel... so etwas gibt es nicht... und selbst wenn es so wäre... was sollte Dr. Sturm hindern —“

„Ich sagte es Ihnen ja schon: sie macht sich nichts mehr aus ihm! Sie weicht ihm aus. Sie zeigt es ihm deutlich genug, indem sie sogar ihren früher recht lebhaften Verkehr mit seiner Tante abbrach. Und da er nun einmal töricht genug ist, sich kein Glück ohne diese Frau denken zu können, so wird er eben daran zugrunde gehen.“

Mara wandte sich langsam um und sah Hempel lange an.

„Warum sagen Sie mir dies alles?“ murmelte sie bitter. „Mir... gerade mir!“

Auch er stand auf. Seine lächelnde Miene war plötzlich ernst geworden.

„Darum, weil ich es mir längst vorgenommen hatte und froh bin, daß Ihre Gesellschafterin uns endlich mal allein ließ. Weil ich mir einmal einbildete, Sturm sei Ihnen nicht gleichgiltig —“

„Herr Hempel!“

„Nun — ist dies etwa eine Beleidigung? Ich habe mich eben getäuscht. Gut. Aber deswegen sollen Sie es doch wissen, daß Ihre Kälte ihn mehr quält und ihn viel elender macht als der Verrat Ihrer Schwester.“

„Ich? Ich?“ stammelte Mara außer sich. „Meine... Kälte...? Oh wie dürfen Sie so grausam sein mit mir?! Was gibt Ihnen ein Recht, mich so zu erniedrigen? Sich über mich lustig zu machen...“

„Aber wer tut denn dies, um Himmels willen? Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, die Sie hofentlich nicht anzweifeln, daß Sturm seit Monaten keinen andern Gedanken hat bei Tag und Nacht als — Sie! Daß er leidet, weil Sie Ihre Besuche bei Fräulein Rehbein eingestellt haben, und dafür nur eine Erklärung findet — die, daß Sie seine Liebe nie erwidern würden.“

Mara sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ich — die ich ihn mehr liebe als mein Leben!“ schluchzte sie. „Wie konnte ich ahnen? Was hielt ihn denn ab, sich mir zu nähern, wenn er wirklich —“

„Oh — machte er denn nicht den Versuch?“

Kam er nicht eines Tages, als er Sie bei seiner Tante mußte, nach Hause? Was war die Folge? Sie stellten Ihre Besuche ganz ein! War das nicht deutlich genug? Wie konnte er nach allem, was zwischen Ihrer Schwester und ihm vorgefallen war, es wagen, noch einen zweiten Schritt zu tun? Sie kennen Sturm. Er ist stolz und doppelt empfindlich, wo es sich um Fragen der Ehre handelt. Wurde er nicht schon einmal unter dem schmähhlichen Verdacht der Mitgiftjägererei von Ihrer Familie zurückgewiesen? Wenn er heute auch als gemachter Mann dasteht, so mag die Erinnerung an die Vergangenheit doch nicht tot sein... jedenfalls wartete er seit langem auf einen ersten ermutigenden Schritt von Ihrer Seite und dieser — blieb aus!“

Mara weinte still in sich hinein. Waren es Tränen des Glückes oder des Leids — sie wußte es selbst nicht...

Plötzlich aber richtete sie sich auf und sagte, Hempel mit lieblichem Erröten die Hand hin-streckend: „Ich will morgen zu Fräulein Rehbein gehen... aber nicht wahr, Ernst soll nie erfahren, was wir heute hier gesprochen haben?“

„Ich muß dies im Gegenteil von Ihnen erbitten, Fräulein Mara, denn wüßte er, daß ich mir auf eigene Faust die Freiheit nahm, Ihnen seine Gefühle zu verraten, so würde mich das vielleicht seine Freundschaft kosten, was mir wirklich sehr leid täte!“

Mara blickte traumverloren in die Weite. Vor ihrer Seele versank alles, was bisher gewesen war, und nur ein Bild erhob sich strahlend aus dem Dunkel vergangener Schmerzen: er, dessen Liebe sie nie zu erringen geglaubt hatte und der nun sehrend die Arme nach ihr ausstreckte.

Gebendet schloß sie die Augen.

Wie leuchtend und selig lag die Zukunft vor ihr!